

Richard Schweizer (1900-1965)

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Schweizer Theaterjahrbuch**

Band (Jahr): **36-37 (1971-1972)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt — ein Mensch, der die Welt durch seine Augen in sich aufnahm, damit, und nicht nur damit, dem größten Sohne seiner Vaterstadt, seinem hochverehrten Vorbild Gottfried Keller, wesensverwandt — einer, der mit dem Zeichenstift, dem Malkasten, mit der Photokamera auszog, um im farbigen Abglanz das Leben zu haben, das ganze, ungeheuer reiche, strömende Leben — das war Richard Schweizer. Er war es in seinen jungen Jahren, und er bewahrte sich Jugend in den Jahren der Reife.

Eine außerordentliche Begabung des Sehens, ein phänomenales optisches Gedächtnis, eine leichte, bewegliche und spielerische Phantasie, der mühelose Kontakt zu Menschen jeglicher Art, die unbändige Lust zu fabulieren, sein Mutterwitz und die ererbte komödiantische Begabung wiesen ihm früh den Weg. Doch wenig davon verriet, mit welchem heiligen Ernst diese Gaben dereinst für Großes, Bedeutendes eingesetzt werden sollten.

Lynkeus der Türmer war eine von Richard Schweizers Lieblingsfiguren. Er hatte deren viele, wie er unzählige Freunde hatte, aber kaum eine andere entsprach in so hohem Maße seinem eigenen Wesen. Wie Lynkeus durfte er sich rühmen:

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum;

mit Lynkeus mußte er angesichts der brennenden Welt ausrufen:

Sollt ihr, Augen, dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

Richard Schweizer war der freigebigste, schenckfreudigste Mensch, dem ich begegnet bin. Schenken war ihm Lebensbedürfnis und Ausdruck der Lebensfreude. Mitunter mußte man strenge Abmachungen treffen, um ihn darin einzudämmen. Ich weiß nicht, wie viele Göttinger es waren, die ihn alljährlich mit ihren Maien am Morgen des Sechseläutenfestes erwarteten, wenn er aus dem «Weißen Wind» als Beck verkleidet auf die Straße trat. Er liebte Verkleidungen, hatte

Preise auf Kostümfesten errungen und war der konkurrenzlos beliebteste Samichlaus von Zürich. Als die Kinder längst nichts mehr von dem glaubten, was er ihnen vorzauberte, bettelten sie noch, der Schweizi müsse als Samichlaus kommen.

Er verschenkte aber nicht nur Geld und Besitz, er verschenkte sich selbst, sein Leben, seine Liebe, seine Freundschaft, seine Erfahrungen, seine Einfälle und Eindrücke mit all ihren Spiegelungen in Hunderten von Facetten, und das war ihm elementare Lebensäußerung. Er warb, um schenken zu dürfen; denn was wir von Natur mitbekommen haben, achten wir am geringsten, und geizen mit dem, was wir uns mühsam erarbeiten mußten. So wurde Richard Schweizer Schriftsteller, Drehbuchautor, Literat. Hier nun setzte eine unvorstellbar harte, mühselige, konsequente Arbeit ein, denn das, was ihm zugeflogen war, mußte nun erhärtet werden, geprüft und in strenge Gesetzmäßigkeit, in dramaturgische Ordnung gebracht werden. Ja, es mußte diskutiert werden. Er aber war von Natur kein Debatteur, sondern Causeur.

Richard Schweizer wahrte auch *nun* das Air der Leichtigkeit, der Souveränität, aber nun arbeitete er mit fast beängstigender Sorgfalt, mit einer beinahe pedantischen Tendenz zu Genauigkeit und letzter Verantwortlichkeit vor jedem Detail. Alles wurde rubriziert, konnte belegt und dokumentiert werden. Im Laufe von Jahrzehnten hatte Richard Schweizer sich einen wissenschaftlich fundierten Schatz von Kenntnissen angeeignet, um die ihn mancher Gelehrte beneiden mochte. Lange ehe er seine persönliche Bekanntschaft machen und ihn — die Krönung seines Lebens! — als Freund anreden konnte, versuchte er es darin Thomas Mann gleichzutun, dessen Oeuvre ein so immenses, so sinnvoll erworbenes, so zweckvoll gegliedertes Wissen umschließt.

Richard Schweizer hatte sich mit den Jahren eine erstaunliche Bibliothek angeschafft, und er benützte sie fachgerecht und regelmäßig. Er liebte Nachschlagewerke, Handbücher, Lexika, er konnte mit der Spannung und dem Entzücken, womit andere Kriminalromane lesen, den Werdegang eines alemannischen Wortes verfolgen, und dennoch war er nie rechthaberisch, duldete vielmehr die Irrtümer der anderen mit grandseigneuraler Geste und lachte über die eigenen.

Sein Lebenswerk ist eingehend von anderen, höchst kompetenten Freunden geschildert worden. Die Nachrufe in den Zeitungen sind — so ist das Leben — großzügiger geraten als die Würdigungen, die er in der Vaterstadt zu Lebzeiten erfuhr. Aber nur die engsten Mitarbeiter wissen, daß das Werk eines Drehbuchautors dem Eisberg gleicht, dessen sichtbarer Teil sein kleinster ist. Die grausamste Re-

densart, die darüber in Hollywood kursierte, lautet: «This is too bad to just throw it away, you'll have to rewrite it first.»

Der Regisseur nun ist einer der schlimmsten Quälgeister des Drehbuchautors. Er ist der eigentliche No-man des Gewerbes, schlimmer als der Produzent, der sich meistens auf allgemeine Äußerungen des Gefallens oder Mißfallens beschränken kann. Der Regisseur muß gründlich sein, das heißt er muß begründen können oder es zumindest versuchen. Nun läßt sich aber nicht jedes Unbehagen sogleich begründen, und so kommt es denn manchmal zu dem Prozeß, in dem eine Sache zu Boden geredet wird, wörtlich verstanden, bis zu dem Punkt, von dem aus man dann gemeinsam von neuem beginnen kann. Keine Frage: Richard Schweizer hat diesen Prozeß gehaßt, und doch hat er sich ihm immer wieder unterzogen, wenn er sachlichen, achtenswerten Argumenten gegenüberstand. Es war seltsam, nie waren wir uns unserer freundschaftlichen Beziehungen klarer bewußt, als wenn wir in der Sache am weitesten auseinander waren. Aber eigentlich ist das ganz natürlich: nur dem Freund gegenüber, nur wenn man sich wirklich verstanden weiß, wird man es fertigbringen, ein Argument mit dem vollen persönlichen Einsatz vorzubringen.

Mein Bericht ist in die Sphäre des Persönlichen geraten, er sollte es nicht; wie aber kann man unpersönlich über einen Menschen berichten, der uns durch Jahrzehnte aufs engste verbunden war, der sein Lebenswerk mit uns geteilt und sich uns im persönlichsten Bereich anvertraut hat? Ich habe mit Richard Schweizer Reisen über die halbe Welt unternommen, viele Monate in England und Amerika gemeinsam gehaust, und in mehr als drei Jahrzehnten waren es immer gemeinsame Dinge und Interessen, die wir zu bewachen, zu vertreten, zu verteidigen hatten.

Wieviel gäbe es zu berichten, wieviel Dramatisches, Bewegendes, Fröhliches, Anekdotisches, unbändig Komisches, das gemeinsam erlebt wurde, wovon man sich noch nach Jahren und immer wieder erzählt hat! Dafür ist heute nicht die Stunde und hier nicht der Ort. Aber wir hatten eine geheime Abmachung: wir versprachen einander, uns den Nachruf zu halten, und gelobten einander, daß es dabei nicht allzu feierlich, nicht allzu ernsthaft zugehen sollte. Der Freund wollte es am liebsten halten wie Detlev von Liliencron:

Streut Rosen, Rosen auf mein Grab
Und spielt Trompetenstücke!
Dann brecht mir meinen Wanderstab
Mit fester Hand in Stücke!

Wir haben ihn am Freitag im Beisein seiner Nächsten und weniger Freunde auf dem Friedhof Enzenbühl bei mildem Sonnenschein zwischen gelben und rosa Frühlingsblumen in die Erde gesenkt, und Herr Pfarrer Sutz sprach zu uns über Richards Vitalität, Lebensfreude und Freundesliebe. Wir sagen ihm Dank für die schönen und männlichen Worte. Bei der Abdankung sprach das Oberhaupt unserer Stadt, sprachen Fach- und Zunftfreunde, und Irmgard Seefried, deren Kunst er über alles liebte, sang ein himmlisch-schönes Schubertlied. Und heute, ein trauriges Zusammentreffen will es so, am vierten Jahrestag von Oskar Wälterlins Tod, stehen wir hier auf der Bühne des Zürcher Schauspielhauses und gedenken seiner in Freundschaft und Dankbarkeit. Lassen wir die Trauer über uns schweben und nicht auf uns lasten. Er selbst hat es so gewünscht. Und seien wir uns klar, daß wir ohne Richard Schweizer hier nicht stünden. Denn er gehörte zu dem engsten Kreis der großherzigen Menschen, die in schwerer Zeit das Schicksal des Schauspielhauses in die Hand nahmen und dem Ensemble die Arbeitsstätte erhielten. Unseren Dank an Richard Schweizer legen wir heute in die Hände seiner Gattin, der lieben Ruth Schweizer, und ihres Bruders Rolf Langnese. Was Richard Schweizer in den zwölf Jahren, in denen er der Neuen Schauspiel AG als Präsident vorstand, für das Schauspielhaus geleistet hat, ist in kurzen Worten nicht zu erschöpfen. Er war diesem Hause zugleich Ansporn und Gewissen, und er war vor allem und immer wieder unser Freund, der sich niemals verweigert, niemals versagt hat.

Die letzten Jahre seines Lebens waren beruflich nicht immer die glücklichsten. Das hat Richard Schweizer bekümmern, aber nicht wirklich in der Substanz treffen können. Zuzeiten hätte ich gewünscht, ihn kämpferischer gestimmt zu sehen, denn nichts stand ihm weniger zu Gesicht als Resignation. Er hatte die beneidenswerte Gabe, das Leben nicht nur im Jetzt, im Heute erleben zu können, sondern sich der Vergangenheit ohne falsche Glorifizierung zu freuen, als sei sie Gegenwart.

So zählten für ihn nicht sowohl die zahlreichen Ehrungen, die Dokumente des Erfolgs, ja Triumphs, als vielmehr die menschlichen Begegnungen, die er dem Erfolg zu danken hatte: das Zusammensein mit Chaplin, mit Thornton Wilder, dem General Guisan und anderen Großen unserer Zeit, und über allen strahlte der Stern des unvergleichlichen Freundes Thomas Mann, der ihn für würdig befand, über seine Arbeiten mit ihm zu sprechen, ja ihm Einfluß auf Arbeitsentschlüsse gewährte. Richard Schweizers Beteiligung an der Errichtung eines Thomas-Mann-Archivs in unserer Stadt, an wür-

digstem Ort, ist ein Teil des Dankes, den er abstaten konnte. Mit Rührung sahen wir den Kranz, den die Familie Thomas Manns gesendet hat und auf dessen Schleife zu lesen stand: Unserem besten Freund.

Erzählen, Gestalten und Schenken war sein Leben, unerschöpflich der Reichtum seiner Projekte und Ideen, unbegrenzt seine Vitalität und seine Fähigkeit zu erleben, und wie er über alles lachen konnte, herzlich, unbändig mitunter, manchmal auch bitter, so konnte er es auch über sich, über das Teil in ihm, das er selbst den unausrottbaren Seldwyler nannte. Richard Schweizer war zudem aber noch ein Mann, der mit dem gefährlichsten Gegner fertig werden konnte, den er hatte, mit sich selbst. Denn dieser Mann, der in Amt und Beruf die verkörperte Loyalität war, hatte unendliche Widerstände in sich selbst zu bekämpfen, und diese Dinge mußte man erraten oder aus winzigen Symptomen aufspüren. Hier war er ein Buch mit sieben Siegeln; doch wer ihm nahe stand, wußte, daß auch diese Verslossenheit ein Zug von Fairneß und Noblesse war, die ihm auftrugen, bestimmte Dinge mit sich selbst, und nur mit sich selbst auszutragen — eine wahrhaft männliche Haltung.

So wäre nichts unfairer, als dort analysieren und deuten zu wollen, wo der Mensch selber die Türe verriegelt hatte und sie nicht freiwillig hat auftun wollen.

Kehren wir am Ende noch einmal zu Lynkeus zurück. Mußte Richard Schweizer, der Kunst, Malerei, Architektur über alles liebte, der in hundert Städten zu Hause war und meisterhafte Dokumente von den schönsten Plätzen der Welt aus vier Kontinenten mit seiner Kamera festgehalten hat, nach dem Krieg mit Erschütterung erkennen:

Was sich sonst dem Blick empfohlen
Mit Jahrhunderten ist hin!

so wird doch alles, was sein Leben bewegt und zuzeiten tief verstört hat, von dem Stern seines Daseins überstrahlt, der ihn zur Liebe des Lebens und zur Dankbarkeit für das Leben geleitet hat.

Ich glaube, daß er zustimmen würde, wenn ich meinen Abschied von ihm nehme mit den Schlußworten des Türmerlieds:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön.

1965